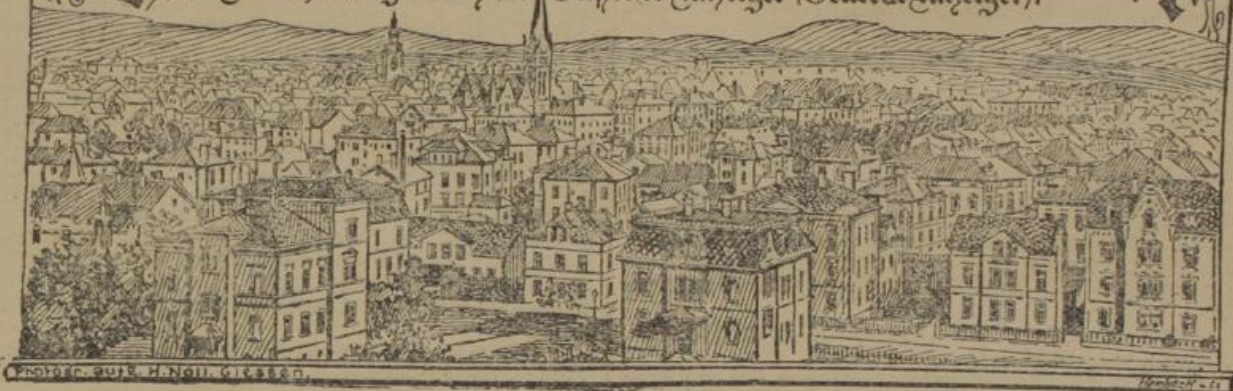


Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Der blaue Anker.

Roman von Elfriede Schulz.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Es ist ja furchtbar, mein lieber Wölflin, daß ich dem Unglück hinterher noch diese Wendung geben mußte. Es ist ein brutaler Schicksalsfall. Aber suchen Sie einen Trost in dem Gedanken zu finden, daß der unglückliche Mann, der ohne zu wissen, was er tat, so entsetzlich in einen fremden Lebenskreis eingriff, gewiß den Mut finden wird, wenigstens einen Teil der Folgen seiner Tat gutzumachen. Wir werden für die weitere Veröffentlichung der Sache Sorge tragen. Ueberlassen Sie das mir.“

Döderlein ging unruhig auf und ab.

„Wer war es? — Ja, wer war es?“

Es tat ihm leid, daß er von der Persönlichkeit seines Reisegefährten so wenig Notiz genommen hatte.

„Und wenn er den Mut zur Pflicht nicht hat —“

Er trat dicht an den jungen Mann, der wortlos vor sich hinstarrte, von widerstreitenden Empfindungen bewegt.

„Es ist schlimm — aber dann — dann stempelt er sich bewußt zu Ihrem Feinde. Und muß die Konsequenzen tragen.“

Erich Wölflin suchte abzuwehren.

„Ruhig, junger Freund! Sie kennen das Leben noch nicht. Ich bin ein Mann des Friedens und der Pflichterfüllung. Und es wird mir schwer, mich zu dem Satz zu bekennen: „Auge um Auge!“ Es geht ja nicht nur um Sie. Sie haben Pflichten gegen die Ihrigen. Und wenn Sie diese Pflichten nicht erfüllen, werden andre es tun müssen.“

Erich stand auf und reichte dem alten Herrn die Hand.

„Ich weiß — ich kenne meine Pflicht. Ich werde danach handeln. Ich danke Ihnen.“

Blötzlich fuhr sich Döderlein mit der Rechten nach der Stirn.

„Einen Moment, Herr Wölflin! — Wie war das doch?“

Er schloß die Augen und ließ das Gedächtnis arbeiten.

„Ich suche nach einem Kennzeichen, nach etwas Besonderem. Wie war das doch? — Galt, ich erinnere mich ganz genau. Das ist vielleicht von großem Wert. Als der Unselige den Arm mit der leeren Flasche erhob, schob sich der Ärmel seines Rockes in die Höhe. Ich konnte die Manschette des Hemdes sehen und den Knopf darin. Es war ein auffälliger Knopf. Warten Sie. — Wie war das doch?“

Er ging hin und her.

„So war's — ein breiter Goldknopf, viereckig, auf der Platte ein schräger Anker. Ich sehe ihn noch schimmern in seinem dunkelblauen Schein. Darüber drei, vier kleine Sterne aus dem gleichen blauen Email, in einem leichten Bogen, wenn ich nicht irre, angeordnet. Jedemfalls eine ganz aparte Zeichnung. In vielen Exemplaren dürfte dieser Knopf

kaum existieren. Vielleicht war es gar eine Wappenzeichnung?“

Döderlein blieb vor Erich Wölflin stehen.

„Warten Sie einmal — ich habe da einen Heraldiker, ein früherer Hauslehrer bei mir. Jetzt Rufos im Heraldikamt. Ich werde ihn sofort bitten, uns Auskunft darüber zu geben, ob es so etwas in einem schlesischen Wappen gibt, ob es das überhaupt gibt. Sie bekommen dann sofort Nachricht. Im übrigen, wie ich Ihnen schon sagte, ich stehe Ihnen auch sonst voll zur Verfügung. Es soll mich freuen, wenn Sie von meinem Anerbieten Gebrauch machen.“

5. Kapitel.

Der alte Kommerzienrat hatte in Erich Wölflin Gedankenwege bloßgelegt, die er bisher nicht gegangen war. Parte Lebensnotwendigkeiten tauchten auf, die sich nur langsam in dem Ideenkreis des Jünglings Bahn brachen. Sein ganzes Dasein erschien ihm in einem andern Lichte. Es wurde ihm klar, wie er jetzt in die Spuren seines Vaters trat, dessen ganzes Leben nur eine Kette von großen und kleinen Sorgen gewesen war. Erich fühlte eine Verantwortung auf sich lasten, die ihn wie ein Netz umflammerte und sein träumerisches Wesen in wenig Tagen zum Gegenteil verkehrte. Er wurde hart gegen sich selbst und machte einen festen Strich zwischen Vergangenheit und Zukunft. Mit der Folgerichtigkeit des Mathematikers in ihm zog er seine Schlüsse. Sein stolzer Studienplan lag zerrissen vor den Füßen. Die technische Laufbahn, die er sich vorgezogen hatte und an der er trotz allem festhalten wollte, würde ihn nun wohl nicht auf die Höhe seiner Träume führen. Ein Baumeister von der Art, wie er es geträumt, würde er jetzt nicht werden. Mit den vielen, allzu vielen andern ging er nun in den Niederungen dahin, mitten in der großen Herde. Und doch ließ es ihn nicht los. Wenn er allein war, zog er das Semesterprogramm der Charlottenburger Hochschule hervor und irrte von Vorlesung zu Vorlesung. Durch jenes hohe Tor sollte er jetzt nicht einziehen.

„Aushalten! Später — später!“

Für den Augenblick nahmen ihn die nächsten Brot Sorgen gefangen. Die Schulinspektion hatte ihm die provisorische Vertretung des Niederwiesenthaler Schulamtes bis zur Besetzung der Vakanz übertragen. Der alte Barrer Breuer war rührend um ihn bemüht. Er gab ihm darin recht, daß die kleine Hinterlassenschaft des Vaters nicht angerührt werden durfte; sie gehörte der Schwester. Auch Tante Malchens Hilfe wies er bestimmt zurück.

Abends saß die kleine Familie in der Gaissblattlaube unter den Schulsternen und schmiedete an den Plänen der Zukunft. Schon nach den ersten zwei Wochen waren sie sich einig. Die dreizehnjährige Lotte wollte Lehrerin werden und Erich ein Jahr das Maurerhandwerk und ein zweites die Zimmerlei praktisch erlernen. Sie wollten nach Götting ziehen. Der alte Barrer hatte bei einem Reissen, der dort ein Baugeschäft betrieb, bereits eine Lehrstelle für Erich erwirkt.

Gerade an dem Abend, als der Schlupfunkt unter alle diese Abmachungen gesetzt wurde, schied der Wirt aus der „Linde“ ins Schulhaus nach dem jungen Wölflin.

Vor dem weißgedeckten Abendbrottiisch fand Erich einen ältlichen Herrn sitzen, der sich das ledere goldgelbe Kährei mit fastigen Schinken wohlschmecken ließ. Auf der feingebogenen Nase saß ihm eine große Hornbrille, durch die er den jungen Wölflin aufmerksam betrachtete. Am Riegel an der Wand hing ein großer schwarzer Schlapphut, darunter ein schwerer gebogener Feldstock und eine große grüne Botanikertrommel mit einem grünlichen Schmetterlingsnetz.

Der Fremde hatte sich etwas erhoben, ohne in seinem Mahle innezuhalten.

„Professor Reimann, Breslau. Pardon, daß ich Sie herbemühe. Ich befinde mich eben auf einer Studienreise durch das Bobertal. Die Insektenfauna hier interessiert mich. Ich will heute in diesem netten Hause übernachten und höre zufällig von dem seltsamen Unglück, das Sie vor Ostern betroffen hat. Sie werden es mir nicht übelnehmen, wenn ich Ihnen vielleicht nach irgend einer Richtung behilflich sein kann. Darum habe ich Sie zu mir gebeten.“

Ueberrascht sah Erich in das freundliche Gelehrtenantlitz.

„Ich danke Ihnen für Ihre Güte, Herr Professor. Sie kennen mich nicht.“

„O lassen Sie das. Ich habe gehört, daß Sie den Kopf oben behalten haben. Sie haben resolut zugegriffen, wie es das Leben fordert. Darf ich fragen, was Sie nun vorhaben?“

„Verehrter Herr Professor, ich danke Ihnen herzlich. Aber ich bin mit meinen Angehörigen bereits im reinen. Es wird vorläufig so gehen.“

Sie sprachen wie Vater und Sohn. Erich erzählte offen und frei von dem Zusammenbruch seiner Zukunftssträume, und wie er nun einen Umweg versuchen wollte. Professor Reimann hörte aufmerksam zu und fand manches Wort der Zustimmung und Aufmunterung.

„Wie lange war Ihr Vater im Schuldienst?“

„Genau fünfundzwanzig Jahre, davon zwanzig hier in Niederriesenthal.“

„Ich habe Beziehungen zum Provinzialschulkollegium und werde versuchen, daß man Ihnen behilflich ist. Und nun trinken Sie ein Glas Wein mit mir!“

Sie saßen noch eine Stunde zusammen. Als Erich Wölflin aufbrach, war ihm seltsam zumute. Er ging sofort nach Hause. Malchen Trautwein kamen die Tränen in die Augen. Sie sah die göttliche Vorsehung walten und schluchzte:

„Der Segen des Vaters baut den Kindern Häuser.“

Dabei fiel ihr ein großer Stein vom Herzen.

Acht Tage darauf fuhr Pastor Breuer vor.

„Als Ihr Lokalschulinspektor komme ich heute mit einer Nachricht, die sich sehen lassen kann.“

Er zog ein Schreiben aus der Rocktasche und faltete es vor dem jungen Wölflin sorgfältig auseinander. Es war von der Breslauer Provinzialschulbehörde.

„Professor Reimann“ entfuhr es Erich Wölflin.

„Die Königliche Regierungshauptkasse in Liegnitz ist angewiesen, Ihnen für die beiden nächsten Jahre ab 1. Juli d. J. einen Ausbildungszuschuß von hundertfünfzig Mark monatlich im Voraus zu zahlen, dasselbe Ihrer Schwester Lotte Wölflin.“

An demselben Abend schrieb Erich Wölflin einen Brief an Professor Reimann. Nach drei Tagen kam er zurück mit dem Bemerk: „Adressat in Breslau unbekannt.“

Da wiederholte sich in dem jungen Manne das seltsame Gefühl, mit dem er an jenem Abend aus der „Linde“ fortgegangen war. Ihm war, als hätte eine fremde Hand in seinen Lebensweg eingegriffen.

Oder hatte er sich verhört, als der Gelehrte seinen Namen nannte? — Der Lindewirt, den er sofort befragte, bestätigte aber: „Der Herr war Professor Reimann.“

6. Kapitel.

Döderlein schrieb:

„Mein lieber junger Freund!

Endlich bekomme ich heute von Dr. Hedenroth Nachricht. Mein Brief erreichte ihn im Ausland, darum hat es drei Wochen gedauert. Aus dem Schreiben ersehen Sie, daß der Bescheid negativ ist. Interessiert hat mich die Bemerkung, daß man den Anker mit den Sternen darüber auf einen Seemann beziehen könnte. Aber damit wird wenig

anzufangen sein. Als Drucksache lasse ich Ihnen noch die Zeitungen zugehen, denen ich gleich nach Ihrem Besuche eine entsprechende Notiz über sandte. Es sind die gelefensten Blätter der Provinz, womit freilich nicht gesagt ist, daß der, den es angeht, die Zeilen auch zu Gesicht bekommt. Es tut mir unendlich leid, daß die gerichtliche Untersuchung ergebnislos verlaufen ist, wie Sie mir schrieben. Um so mehr werde ich die Dinge im Auge behalten. Ihr Döderlein. — P. S. Es ist mir übrigens gelungen, den Schaffner festzustellen, der den Unglückswagen begleitete. Ich habe ihn kurz darauf durch meinen Prokuristen in Breslau auffuchen lassen. Nach seiner deutlichen Erinnerung ist der Fremde in Breslau ausgestiegen.“

Erich Wölflin behielt das Döderleinsche Schreiben für sich. Er wollte Schwester und Tante nicht mit einer Spur belasten, die ihn selber in ständiger Unruhe erhielt, und hatte ihnen von dem seltsamen Anker nichts gesagt. Er hatte genug daran zu tragen, daß der blaue Anker ihn Tag und Nacht verfolgte, obgleich er längst, nachdem er kühleren Ueberlegungen gefolgt war, mit seinem Besitzer Frieden gemacht hatte. Die Hand, die den unglücklichen Wurf getan, wußte nichts von einer Untat, wie der Schuh des Wanderers nichts davon weiß, daß er auf dem weichen Waldboden mit jedem Schritte ein paar harmlose Lebewesen zertritt.

Das war auch der Grund, warum er dem Justizrat Thranhardt in Sprottau, dem alten Jagdfreund seines Vaters, der die Verfolgung des Falles übernommen hatte, das Mandat wieder abnahm.

Er warf sich, um die Gedankenstürme, die immer wieder kamen, zu bezwingen, mit aller Kraft in die Schularbeit und gewann seiner Seele das Gleichgewicht wieder zurück.

Als die Roggenfelder zu reifen begannen, gab es noch einen schweren Tag, den Abschied von Heimat und Vatergrab. Dann wurde er ganz ruhig. In Görlitz erwartete ihn das neue Leben, das über die blutende Wunde allmählich eine Narbe deckte.

Es wurde ein neues Leben. Der Studienmensch fand sich in der gering geschätzten Welt der Handarbeiter nicht leicht zurecht. Wenn Erich Wölflin in der Werkbluse in grauer Morgenfrühe zum Bauplatz ging und mit Kelle, Wasserwanne und Senklot in das Arbeitsjoch stieg, wenn sich das suggestive Antreiben der rundum im Afford schaffenden Werkgenossen wie eine schwere Klammer um sein Gehirn legte, wenn die Mauern vor ihm unheimlich in die Höhe wuchsen, von einer innerlichen Kraft gedrängt, wie das aufschießende Korn zwischen den Schollen, und er am Abend hundemüde den Steinraub von den Kleidern klopfte, bekam er einen Begriff von den primitiven Grundlagen aller Kultur. Mit der Zeit empfand er eine stille Freude über das Werk seiner Hände und wuchs organisch in den Beruf hinein, den er sich von seiner Kindheit an gewünscht, aber doch ganz anders, in einem verfeinerten Lichte gedacht hatte. Die Umfegung von Muskelenergie in Kulturwerte erfüllte ihn mit Stolz. Das Gefühl übergroßer Müdigkeit, das die ersten Wochen schwer auf ihm lastete und das sich in einem gesunden, festen Schlafe wohlthätig auflöste, verlor sich bald, und Tante Malchen war glücklich, wenn er nun mit freier, frischen Augen abends heimkehrte und in vollen Zügen das Glück einer freundlichen, sorgenlosen Häuslichkeit genießen durfte.

Das wurde noch schöner, als das Maurerjahr um war und seine Hand das Zimmermannsbeil umspannte. Vom harten Stein zum weichen Holz — ein merklicher Schritt. Hier kam der Künstler in ihm auf seine Rechnung. Das neue Material gab reichere Formmöglichkeiten, und die Berechnung der Konstruktionen wurde zur reinen Freude. Baumeister Breuer, sein Lehrherr, gestattete ihm nebenbei den Besuch der Baugewerkschule, soweit es sich nur ermöglichen ließ, und die geistige Anregung, die er dort fand, erhob ihn hoch über die Pläzereien des Alltags.

(Fortsetzung folgt.)

Geldpostliebesbriefe.

Ein Streifzug durch das Archiv des Herzens.
Von Wilhelm Lobe s (Wiesbaden).

„... dann denk ich an mein fernes Lieb,
ob's mir auch hold und treu verblieb ...“

Aus Tausenden von Soldatenkehlen klingt es aus den blauen Sommernächten der „Vierzehner Ernte“ herüber durch Herbst-

sturm und Winterfrost hindurch in die Sommerzeit dieser kirrenden Schlachtentage hinein.

Zwischen den Feldquartieren im fernen Galizien und den Kleimeterfressenden Gewaltmärschen auf Polens Erde, zwischen den granatenumheulten Schützengraben in den Argonnen und den geborstenen Tannendwäldern der Vogesen regt die Sehnsucht des Herzens ihre leichtbeschwingten Flügel. Mitten im brandenden Haß der Völker zieht die Liebe ihre zauberischen Kreise.

Wenn alle die Männer mit den blanken goldenen Ketten oder den eisernen Ringen der großen Zeit an den Fingern, wenn alle die Gatten und Geliebten da draußen ohne den Talisman Liebe im Herzen kämpfen mühten — es wäre wahrlich ein inhaltsloser und sinnloser Krieg. Und so kommt sie denn auch mit allen Empfindungen des Herzens nicht nur in den Liedern der Soldaten — „So einsam auf der stillen Wacht“ oder „an der Weid'el gegen Osten“ — zum Ausdruck, sondern in den meisten der Millionen von Feldpostbriefen, die schon in den zwölf Kriegsmoenten in die Heimat flogen.

Da denkt in quälender Sehnsucht der junge Kriegsvollwille der ersten Liebe, die ihm noch einen dichten Busch Berggismeinicht an den Helm steckte mit blanken Tränen in den blau-deutschen Mädchenaugen. Da sorgt sich der alte Landsturmmann mit den ersten Silberfäden an den Schläfen um Weib und Kind, die er schweren Herzens daheim ihrem Schicksal überlassen mußte. Da träumt zwischen zwei Schlachten der lustige Schwermüder, dem unterm Burschband ein Herz für alle schlug und der mit seinen Fladeraugen und seiner singenden Laute manchem Mädel den Kopf verdrehte, von allen den Schwarzen und Blondes und Braunen, die nun — ach, so einsam — durch die goldenen Fluren und grünen Wälder streifen müssen. Da müht sich der flurige Michel vom Dorf ab, mit seinen rauhen Fäusten, die gewohnt sind, Sense und Dreschlegel zu führen, in unbeholfenen und wohl auch nicht ganz orthographischen Briefen das alte Thema: „Ja treu ist die Soldatenliebe!“ neu zu erklären. Aber durch alle diese Blätter weht Liebe!

Und nie war es anders in der Welt! Wer die Archive des Herzens durchstöbert, die uns fleißige Forscher und Sammler längst erschlossen haben, wird das fast überall bestätigt finden, wo beim Scheine brennender Städte oder umwirbelt vom Donner der Geschütze jemals Feldpostbriefe der Liebe geschrieben wurden. Was mir an vergilbten Blättern die Geschichte berühmter Feldpostliebesschreiber zuschlattern ließ, möchte ich nur wahllos und ohne viel zünftige Gründlichkeit herausgreifen.

Mitten im Feuer von Rathenow und Fehrbellin hat zum Beispiel der von Kleist bekanntlich stark hünenmäßig idealisierte Prinz von Hessen-Homburg seine „Engelsbiden“ nicht vergessen, wie er in seiner Zärtlichkeit seine Gemahlin Luise Elisabeth, Prinzessin von Kurland, nannte. „Allerliebste Dide!“ So schreibt ihr der tapfere Friedrich, als „treuer Mann und Diener“, diesen Morgen haben wir mit stürmender Hand den Paß Ratzenau einbrennen; sie haben sich zwar vaillamment gewehrt, und wie sie sich am besten wehrten, kam der Adjutant Canowosch mit 300 Knechten aus der andren Seiten unversehens hinein. Wangelin und seine Liebste sind gefangen, wie auch der Obrist-L. der Major, 2 Kapitän und etliche Lieutenants, ungefähr 100 Gemeine. „Was uns von dem schrecklichen Reiteroberst des Großen Kurfürsten, von dem Hessen-Homburger mit dem süßern Bein — im Gegentag zu Kleists blassem Heldenjüngling — an Feldpostbriefen erhalten blieb, das sind vor allem knappe anschauliche Geschichtsberichte ohne viel Beiwerk. „Zwischen abgesehenen Meitern und eroberten Trophäen“ mag er sie wohl geschrieben haben, wie Charlotte Westermann in ihrer interessanten Sammlung „Briefe der Liebe“ (Langewiesche-Brandt) erläutert. Aber stets weiß er in der Anrede mit seiner „allerliebsten Diden“, seiner „Engelsbiden“ und seiner „allerliebsten Fräule“ zu lösen, während er am Schluß mit „adieu, mein Engel, dein treuer Mann und Diener herb' ich Friedrich L. z. Hessen“ endigt.

Aus der Zeit Friedrichs des Großen ist eine Anzahl von Soldatenbriefen erhalten geblieben. Auch hierin ist keinerlei Unterschied zwischen den „langen Ketten“ und Kopf-Grenadieren des Siebenjährigen Krieges und den eisernen Millionen des Weltkrieges zu bemerken. Dort wie hier finden wir die ganze Skala der vielfältigen jubelnden und freudigen oder zagenden und klagenden Empfindungen der Liebe, viel verhaltene Wehmut, viel graue Sorge, manchmal die flammende Siegesfreude der heiligsten Stunde, hier und dort wohl auch ein bißel Eifersucht und in dumpfer Todesahnung ein letzter stammelnder Gruß an die Liebe! Wie rührend und bescheiden klingt es doch, wenn da einer der Soldaten des Alten Fritz seiner „herzlichen Frau“ aus Sachsen schreibt: „Nimm mir um Gotteswillen nicht übel, daß ich Dir nicht wieder geschrieben; es war ohnmöglich, denn wir haben müssen Tag und Nacht marschieren. Mir ist es herzlich leid, daß ich Dir nichts schicken kann; es ist die Unmöglichkeit.“

Wie ganz anders — wie leidenschaftlich und eifersüchtig oder bald herrschsüchtig, bald liebesbörig — lesen sich daneben die weitaus meisten der Briefe, die Napoleon I., an seine Josefine richtete. Wir verdanken da dem Wiener Verlag eine vorzügliche Ausgabe von 228 Briefen der Liebe. Und manche Kriegsbraut oder Kriegerfrau mag vielleicht an ähnliche Auslassungen neueren und neuesten Datums erinnert werden, wenn sie erfährt, daß gerade die Eifersucht eine der größten Schwächen

des berühmten Korsen gewesen ist. Allerdings entsprang diese einer echt südländischen Liebesleidenschaft von verzehrender Glut. „Denke an mich, lebe für mich, sei oft bei Deinem Geliebten und glaube, daß es nur ein einziges Unglück für ihn gibt, welches ihn in Schrecken setzt, nämlich das, nicht mehr von seiner Josefine geliebt zu werden.“ So schrieb derselbe Mann aus Brescia unterm 31. August 1796, der sich bald darnach fast ganz Europa unterjochte, und schreibt mit „Tausend recht süßen, zärtlichen, ausdrucksvollen Küßchen“. Oder aber der geniale Feldherr verlor als Liebhaber jede Fassung und schrieb aus Verona (1796): „Ich schreibe Dir sehr oft, meine liebe Freundin; Du aber schreibst wenig. Du bist böse, häßlich und sehr häßlich, ebenso sehr als Du leichtsinnig bist. Das ist treulos, einen armen Ehemann, einen zärtlichen Liebhaber zu betrügen! Soll er denn seine Rechte verlieren, weil er entfernt ist und von Arbeit, Anstrengung und Kummer niedergedrückt wird? Was bleibt ihm auf der Erde ohne seine Josefine, ohne die Versicherung ihrer Liebe? Was sollte er da noch machen? Wir haben gestern ein sehr blutiges Gefecht gehabt; der Feind hat viele Leute verloren und ist gänzlich geschlagen worden. Wir haben ihm die Vorstadt von Mantua genommen. Leb' wohl, angebetete Josefine; in einer dieser Nächte werden die Türen sich lärmend öffnen wie vor einem Eiferfüchtigen und ich werde in Deinen Armen liegen. Tausend verliebte Küsse.“

Eine ganze Reihe ähnlicher Briefe von den gegenwärtigen Kriegsschauplätzen haben mir übrigens bestätigt, daß auch dieser von toller Liebesleidenschaft gezeichnete Napoleon, der an einem Tage oft mehrere Briefe der Witve des Generals Beauharnais, seiner ersten Gemahlin schrieb, durchaus kein vereinzelter Liebescharakter ist. So sonderbar es uns auch berühren mag, den Sieger von Marengo und von Jena, immer von Sehnsucht und Liebe berauscht und gepeiniget, vor einem Weibe winseln zu sehen!

Aus dem Liebesleben eines der feurigsten und tollkühnsten Antipoden des römischen Eroberers sind es die Brieffragmente des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, die einige charakteristische Beiträge zum Kapitel „Krieg und Liebe“ bilden. Durch die reichhaltige und historisch gewissenhaft kommentierte Sammlung Deutscher Liebesbriefe, die Dr. Julius Zeitler in Leipzig herausgab, erhalten wir einen fesselnden Einblick in die Korrespondenz zwischen dem ritterlichen Preußenprinzen und seiner „großen Leidenschaft“, der Pauline Wiesel, die er mit dem ganzen Zauber wilder Schwärmerie vergötterte, wie aus folgendem Bruchstück hervorgeht: Sage mir, was Du täglich thust, o dumme, dumme, liebe, liebe Belle — es ist so peinlich, nicht das Wesen, das man liebt, in seinen täglichen, schändlichen Handlungen gewissermaßen verfolgen zu können. Nun schreibe ich, Leb' wohl, Engel — Liebe — ewige Liebe — Braut — Weib — Angebetete — Dein Louis.“

Wie auch in dieses Verhältnis der Krieg mit rauher Eisenfaust eingriff, erfahren wir von der „einzigen, himmlischen, geliebten Pauline“ auf ihre Art, dort, wo sie sich bitter über die Tüden der Zeit beklagt: „Der Krieg — Du Krieger, Du Jäger, Du Musikus. So viel geht mich ab, Louis — und dann erst kommt die Liebe. — Nein, Louis, erst die Liebe und dann das Uebrige. . . Lebe wohl, meine Gedanken folgen Dich, ich bin ewig bei Dich, könnte mein Geist es Dich nur auf irgend eine Art wissen machen! Jeden Deiner Leute beneide ich, die das Glück haben, Dich zu sehen.“

Es ist dieselbe schmerzliche Wehmut, die jenes schlichte Weib aus dem Volk durchbebt, wie sie heute die deutsche Frauenseele erfüllt und wie sie damals sowohl der eudaischen Bauernbraut, als auch der tiefbewegten Königin auf Preußens Thron die Feder in die zitternde Hand drückte. Die Briefe, die uns von der Königin Luise aus den Tagen der schwersten Heimtückung uneres Vaterlandes erhalten sind, mögen jeder deutschen Frau heute noch als vorbildliche Dokumente dienen. Das ist kein ängstliches, weibisches Jagen, das die „schöne Königin und die interessanteste Frau“ (nach dem Ausspruch Napoleons) dem Briefpapier anvertraute, als sie bis zur fernsten Grenze ihres geschändeten Preußenlandes flüchtete, sondern ein seltsames Vertrauen, eine unerschütterliche Hoffnung auf einstige Erlösung und eine starke tröstende und ermutigende Liebe zu dem Manne, dem sie die Hand fürs Leben gereicht hat.

„Da das Treffen von Auerstedt so geendet hat,“ schrieb sie unterm 17. Oktober 1806 aus Brandenburg an Friedrich Wilhelm III., „so glaubt man, läßt sich nichts Besseres thun, als Berlin verlassen. Du bist mein einziger Gedanke gewesen während meiner ganz graulamen, schrecklichen Reise. Dich allein ohne mich zu wissen ist schrecklich. Uebrigens hoffe ich, daß noch nicht alles verloren ist, und daß Gott uns noch helfen wird. Du hast noch Truppen, und das Volk betet Dich an und ist bereit alles zu tun. Gott segne Dich und stärke Dich in dem grausamsten Augenblick Deines Lebens. . . Ganz die Deine fürs Leben Deine treue Freundin Luise.“

Und während der Empereur am Sarge des großen Friedrich stand und Luise, vom Nervenfieber gequält, in Eis und Schneesturm über die kurische Nebrung gen Memel jagte, in jenen denkwürdig schweren Januartagen des Jahres 1807, da fand sie Worte in ihren Briefen, die noch heute in unsere kriegerischen Tage hineinleuchten und dem Kaiser, wie dem einfachen Soldaten im feldgrünen Rod zu führenden Leitfäden voll Trost und Kraft werden können. Es steckt etwas von der ursprünglichen Kraft und Siegeszuversicht drin, die wir aus den prächtigen, unwüchsigen Feldpost-

briefen des „*Marschall Vorwärts*“ an sein „*liebes Mädchen*“ kennen. Kurz und bündig, Sieg und Liebe engverbunden. So schrieb der alte, wadere *Viehher* an seine Frau. Im nur eines der vielen, vielen Handgeschrieben des vollstämlichsten Haubeggen herauszugreifen. Aus *Weißenfels* vom 25. Oktober 1813, also nach der glorreichen *Leipsiger Schlacht*:

„*liebes Kind* Ich kann dich fähr dieses maht nichts besonderes schreiben, als daß wir *Siegreich* fort gehen, und ich hoffe höchstens 12 tage, so wird die große armeh in *Frankfurt* am *Rain* sein... auf den einlagen wirst du daß mehrere ersehen, als *Frau Feldmarkballin* muht du nun ausstendig leben und seh nur nicht geizig und laß dich was abgehn ich kriege nur doch ein ansehnlich Gehalt, aber wir haben leider in 2 Monate kein gehald gekriegt weil von *Berlin* nichts zu uns kommen konnte. Schreib mich in baldta ich habe 4 *Schöne* *Schimmel* vor dich, auch 2 maull *Gell* wenn ich sie muhr zu dich hin kriegen könnte... immer dein bester *Freund* *Bläcker*.“

Es sind nur einige wenige *Feldpostbriefe* der *Liebe*, die ich aus dem gewaltigen *Dokumentenschein* des *Herzens* gegriffen habe, um zu zeigen, daß von jeder die zärtlichsten *Gefühle* mit allen denen ins *Waldfeld* zogen, denen der heilige *Daf*, oder der stahlharte *Jorn* die *Waffen* in die *Hänke* drückte. Nur verschwindend Wenige mögen es sein, die es verlernt haben, gelegentlich auf *Stift* oder *Feder* zu führen, um denen dabei ein *Liebeszeichen* zugehen zu lassen. Es sind die *Stiefkinder* des *Lebens* mit den — *feinernen* *Herzen*!

Wer sich indessen ein warmes, weiches *Menschenherz* in der *Brust* bewahrt hat, wird es auch aus diesen lebendigen *Erinnerungen* heraus empfinden, daß die *Liebe* noch immer ihre *Feuer* entzündet und *aufflammen* läßt, wie damals in den heißen *Herzen* der *Kaiser* und *Feldherren*, der *Helben* und *Frauen* und der *Regionen* *Krieger* aller *Völker* und *Zeiten*.

Vermischtes.

• Ein *Engländer* über die *Empfindungen* im *Feuer*. Ein *pacendes* *Bild* der *Gefühle*, *Beobachtungen* und *Empfindungen* eines *enlischen* *Soldaten* im *Feuer* findet sich in den „*Daily News*“. Die *Schilderung* stammt von einem *Soldaten* der *enlischen* *Territorialarmee*, der seit *Wetchnachten* im *Felde* war und bei *Neuwe* *Chapelle* verwundet wurde: „Es war zur *Zeit* der *ersten* *Dämmerung* und wir warteten auf den *Befehl*, in den *Kampf* zu gehen. Wir befanden uns in einem „*Sammelgraben*“, direkt hinter der *Feuerlinie*. Wir mußten am *Boden* kauern, um aus dem *Gefichtsbereiche* zu sein. Zum *Teil* durch die *Schutzwehr* des *vorderen*, im *Feuerbereiche* liegenden *Grabens*, zum *Teil* durch ein *bewachenes* *Feld* gedeckt, befanden wir uns vorläufig in *verhältnismäßig* *guter* *Stellung*. Die *Hauptgefahr* bestand darin, daß die für den *vordersten* *Graben* bestimmten *Granaten* sich zu uns *verirten*. Ich *blickte* um mich und *betrachtete* meine *Kameraden*. Der *Mann* neben mir war ein *alter* *Unteroffizier*, der *nächste* aber war ein *vor* *kurzem* *angekommener* *Neuer*. Er war *ganz* *jung*; an den *Bewegungen* seiner *Finger* und des *Mundes* konnte ich seine *durch* das *neue* *Gefühl* bewirkte *Erregung* erkennen. Mit *Brüllen* und *Krachen* begann das *Feuer* unserer *Geschütze*. Fast im *gleichen* *Augenblicke* antwortete im *Fortissimo* die *deutsche* *Artillerie* mit ihrer *bekanntem* *Schnelligkeit*. *Innerhalb* einer *Secunde* war die *rubige* *Lust* um uns in *wilden* *Lärm* verwandelt durch das *Dröhnen* der *Granaten*, das *Wellen* der *Schrapnell*s und das „*krupp-krupp*“ der *schweren* *Geschütze*. Es war ein *obrengezeichnetes*, *neroenauwählendes* *Gefühl*. Ich *blickte* nach dem *Jungen* in meiner *Nähe*. Seine *Finger* bohrten sich in das *Erdrich* — auf seinem *Gesicht* zeigte sich, eine *wirre* *Erregung*. Ich sah, wie er auf uns *andere* *blickte*, die wir uns *ruhig* und *scheinbar* *gleichgültig* verhielten. Er *blickte* um sich, als sei er *höchst* *überwacht*, sich noch am *Leben* zu *finden*. Dann *rückte* er zu uns *heran*; „Ich *glaube*, daß wir hier so *ziemlich* *sicher* *sind*“, begann er *mühsam*. Gleich *darauf* *barst* eine *Granate* gegen die *Schutzwehr* eines in unserer *Nähe* befindlichen *Grabens*. Und wie *erschauern* bald, daß *zwei* *Mann* *getötet* und *mehrere* *schwer* *verwundet* worden waren. „Ist es *nicht* *möglich*, daß die *nächste* *Granate* *hierher* *kommt*?“ *fragte* der *Junge*. „*Leicht* *möglich*“, *erwiderte* der *Unteroffizier*, „*aber* *wenn* *dies* *geschieht*, können wir *nichts* *dagegen* *tun*.“ Der *Junge* *betrachtete* *bewundernd* unsere *schwebare* *Gleichgültigkeit*. Doch er *hätte* mich *nicht* *bewundern* *brauchen*. In *Wochen* und *Monaten* habe *ich* *gelernt*, mein *Gesicht* *vollkommen* zu *beherrschen*. Doch wie *wenig* *wußte* der *Junge* von dem, was in meinem *Inneren* *vorging*, von dem *Fieber* und *allein* *anderen*, das vor meinem *inneren* *Auge* *vorbeizog*. ... „*Noch* *zwei* *Minuten*“, *sagte* der *Unteroffizier*. Dann kam das *Signal*, und wir *stürzten* uns in dieses *Lebens* *unbewußten* *Kausche*. Man *küßt*, man *schleht*, man *schreit*, *andere* *fallen*, — man *weiß* von *nichts*. ... Nach dem *Gesicht* sah ich mich um. Und ich *erblickte* den *Jungen*, *beweglich*, *lärmend*, in *überstürzendem* *Gespräch* — in den *Tammel* nach dem *ersten* *Kampf*, diesem *Tammel*, den wir *alle* *einmal* *empfundem* *haben*. Der *Tag* *verging* unter *heulendem* *Feuer* und dem *Knattern* der *Maschinengewehre*. Am *Abend* aber kam die

große *Pause*. Wir *marschierten* nach *rückwärts* mit *schweren* *feuchten* *Körpem*. Und *wieder* *einmal* *zurückgekehrt*, *wieder* *einmal* *für* *kurze* *Zeit* *außer* *Feuer*, *fielen* wir *nieder* in *dampfen* *Schlaf*.“

Büchertisch.

— *Duden*, *Rechtschreibung* der *deutschen* *Sprache* und der *Fremdwörter*. Unter diesem *Titel* ist der *neue* *Duden* bei dem *Bibliographischen* *Institut* in *Leipzig* und *Wien* erschienen. Der *Name* der *Bearbeiter*, der *Sprachgelehrten* *Dr. Wälking* und *Dr. Schmidt*, des *kaiserlichen* *Oberkorrektors* *Reinecke* an der *Reichsdrucker* in *Berlin*, sowie die *Mitwirkung* des *Allgemeinen* *Deutschen* *Sprachvereins* und der *deutschen*, *österreichischen* und *schweizerischen* *Buchdrucker*- und *Korrektorenvereine* sind eine *Bürgschaft* dafür, daß die *neue* *Aufgabe* nicht nur im *Geiste* des *Altmeisters* der *Rechtschreibung*, des *Geheimrats* *Duden*, *fortgeführt*, sondern auch den *Anforderungen* des *gegenwärtigen* *Sprachlebens* *angepaßt* ist. Mit der *bewährten* *handlichen* *Form* ist ein *bedeutungsvoller* *Fortschritt* des *Inhalts* *glücklich* *vereinigt*. Die *Vorbemerkungen* sind im *Vergleich* zu den *früheren* *Aufgaben* *reichhaltiger* *geworden*. Sie *bringen* die *Regeln* der *Rechtschreibung*, darunter die *wichtigen* *Bestimmungen* über die *Schreibung* des *t*- und *f*-*Lautes*, der *Anfangsbuchstaben*, der *Silbentrennung*, der *Strassenamen* und *Fremdwörter*. Ferner *enthalten* sie *wichtige* *Vorschriften* der *Sprachlehre* wie z. B. über die *Abwandlung* der *Zeitwörter* sowie über die *Biegung* der *Eigenamen* und *Hauptwörter*. Von *Nutzen* sind auch die *Einzelvorschriften* für den *Schriftsatz* und das *Einheitsmuster* für *Druckberechtigung*. Das *Wörterverzeichnis* ist ein *reichtes* *Spiegelbild* der *gültigen* *Rechtschreibung*. Weit über den *Nahmen* eines *Wörterverzeichnisses* *hinausgewachsen*, *bringt* es *sprachliche* und *fachliche* *Belegungen* und gibt es den *Wortschatz* des *öffentlichen* *Lebens*, der *schönen* *Literatur*, der *Erfindungen* und *Entdeckungen*, und dies *alles* unter *Klarstellung* von *Zweifelstellen*. Eine *willkommene* *Verbesserung* besteht auch darin, daß es die *Zahl* der *Doppelschreibungen* und *Doppelformen* *einschränkt*, die *Betonung* der *Fremdwörter* *angibt* und ihre *vollständige* *Schreibung* *anwendet*. Diese *Vorzüge* sind *geeignet*, das *Buch* zu einem *unentbehrlichen* *Ratgeber* für *jeden* zu *machen*, der mit *Feder* und *Druck* *umzugehen* hat, und den *Kreis* seiner *Freunde* zu *vergrößern*, *zumal* der *Preis* von 2,50 *Mk.* in *Anbetracht* des *reichen* *Inhalts* (565 *Seiten*) und der *wichtigen* *Belegung* *sehr* *gering* *bemessen* ist.

— *Unsere* *schönen* *Kolonien* sind uns ja bei der *Uebermacht* unseres *Hauptfeindes* zur *See*, der *Engländer*, im *Laufe* dieses *gewaltigen* *Weltkrieges* *fast* *alle* *verloren* *gegangen*; wir werden sie uns *aber* *schon* zu *holen* *wissen*, wenn wir *erst* die *Feinde*, die uns in *Europa* *selbst* *bedrängen*, *erledigt* *haben*. Mit *besonderem* *Interesse* wird daher die *deutsche* *Lesewelt* den *Roman* „*Das* *verlorene* *Leben*“ von *Luitpold* *v. Brandt* *entgegennehmen*, der *loeben* als 1019. *Band* von „*Kürschners* *Bücherei*“, der *bekanntem*, von dem *Geh. Hofrat* *Kürschner* *gegründeten* *Roman*- und *Novellenammlung* — *Hermann* *Hilger* *Verlag*, *Berlin* und *Leipzig* — *erschienen* ist und dessen *Schauspiel* eine der *weltberühmten* *Inseln* *Neumecklenburgs* in *Deutsch-Neuguinea* ist. Die *als* *hervorragende* *Erzählerin* *bekanntem* *Verfasserin* *bietet* uns *hier* in der *ihre* *eigenen*, *ungenie* *feststellend* und *anziehenden* *Wesle* die *Geschichte* einer *starken* *Liebe* *zwischen* *zwei* *nicht* *alltäglichen* *Menschen*, denen es *doch* *nicht* *beschieden* *gewesen* ist, *einander* *für* *immer* *anzugehören*.

Silbenrätsel.

ang, ar, oa, ch, ho, ho, m, mo, nd, nen, nt, o, ro, rot, to, i, ly, te, ten.

Aus vorstehenden *Silben* und *Buchstaben* sollen *sechs* *Wörter* *gebildet* und *derart* *untereinander* *geleht* *werden*, daß die *Anfangsbuchstaben* von *oben* *nach* *unten* und die *Endbuchstaben* von *unten* *nach* *oben* *gelesen*, den *Namen* eines *Erfinders* *ergeben*. Es *bedeuten* *aber* die *einzelnen* *Wörter* *folgendes*:

1. *Germanische* *Völkerschaft*.
2. *Strom* in *Asien*.
3. *Nütliches* *Haustier*.
4. *Italienischen* *Malers*.
5. *Einen* *Schmuckgegenstand*.
6. *Schmachhaften* *Fisch*.

Auflösung in *nächster* *Nummer*.

Auflösung des *Gitterrätsels* in *voriger* *Nummer*:

E S A
E d e l t a n n o
e i t
l e i
S t i e g l i t z
a l h
n i e
A n t i t h e s e
e z e